

Feature

Die Geschichte eines »Kokura-Tagebuchs«

von Matsumoto Seichō,
übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Peter Raff

Vorwort

Die Liebe zur Literatur ist Tanoue Kōsakus Hoffnung und sein einziger Trost. Von Geburt an körperbehindert, wird der junge Mann in der Schule gehänselt und von der Umwelt – völlig zu Unrecht – als geistig beschränkt wahrgenommen, obwohl ein lebhafter wacher Geist in ihm wohnt. Durch Zufall erlangt er Kenntnis vom Werk Mori Ōgais, einem der Hauptvertreter der japanischen Literatur um die Wende zum 20. Jahrhundert. Tanoue Kōsakus Heimatstadt Kokura in Kyushu war auch der Verbannungsort Mori Ōgais, der hier drei Jahre seines Lebens als leitender Militärarzt dienen musste. Über diese Zeit gibt es von ihm ein Tagebuch, das aber bei der Herausgabe seiner Gesammelten Werke nicht mehr aufgefunden werden kann. Tanoue Kōsaku erkennt jetzt sein Lebensthema: Die fehlenden, nicht durch ein Tagebuch belegbaren Lebensjahre Mori Ōgais durch eigene Nachforschungen in Kokura aufzufüllen.

Mit Scharfsinn und Fleiß, unterstützt von seiner Mutter Fuji, erarbeitet sich Tanoue Kōsaku in einem gewissen Sinne sein eigenes »Kokura-Tagebuch«, in dem das Leben Mori Ōgais in seiner Kokura-Zeit wiedergespiegelt wird. Ein solches »Tagebuch« wird für die Mori Ōgai-Forschung von Wert sein, davon ist er überzeugt, auch wenn ihn immer wieder Selbstzweifel quälen. Der Pazifische Krieg und seine Folgen bringen schließlich Tanoue Kōsakus Aktivitäten zum Erliegen. Seine Krankheit schreitet unerbittlich fort und er stirbt, ohne sein Manuskript veröffentlicht zu haben. Ein Jahr später wird auch das wirkliche »Kokura-Tagebuch« Mori Ōgais wieder aufgefunden. »Wer kann sagen, ob es ein Glück oder ein Unglück war, dass Tanoue Kōsaku gestorben ist, ohne von dieser Tatsache etwas zu wissen?«, ist die Frage, die der Autor Matsumoto Seichō seinen Lesern stellt.

Matsumoto Seichō, der meistgedruckte Kriminalautor Japans, legt mit der Erzählung ein literarisches Debüt vor, für das ihm 1952 der renommierte Akutagawa-Literaturpreis verliehen worden ist.

Die hier vorgelegte Übersetzung ist die erste in eine westliche Sprache.

Wind und Schnee den ganzen Tag. Nicht wie in den kalten, schneereichen Nordprovinzen. Wenn die vom Wind aufgetürmten dunklen Wolken herbeitreiben, fallen die Schneeflocken wie Blütenblätter. Durch die Wolkendecke scheinen an einzelnen Stellen die Sonnenstrahlen eines blauen Himmels. Der Schnee in Kyushu kommt wie ein plötzlicher Abendregen im Sommer.

(Mori Ōgai »Kokura Tagebuch«)

I

An einem Herbsttag im Jahre 1940 erhielt der Schriftsteller K. M. von dem ihm unbekanntem Tanoue Kōsaku aus Kokura, 28 Bakurō-machi, einen Brief.

K. M. war von Haus aus Arzt, aber bekannter war er als Verfasser von Gedichten, Dramen und Romanen im Stil des Ästhetizismus sowie als Literaturkritiker. Die europäische Kultur, die im 16. Jahrhundert mit den portugiesischen Missionaren nach Japan gekommen war, hatte seinen Namen auf dem Gebiet etabliert. Ihre Exotik war mit der Atmosphäre des alten Edo eine enge Verbindung eingegangen und hatte eine Kunstrichtung hervorgebracht, die in ihrer Art einzigartig war. Wenn ein bekannter Literat wie K. M. ein Manuskript zugeschickt bekam, war dies zunächst nichts Ungewöhnliches.

Der Briefschreiber wollte aber von K.M. kein Urteil über eigene Gedichte oder ein Romanmanuskript. Es ging ihm darum, dass er, in Kokura wohnend, derzeit die Spuren von Mori Ōgai verfolge, die dieser in seiner Zeit in der Stadt hinterlassen hatte. Sein Manuskript, das er sich mitzuschicken erlaube, stelle einen Teil seiner Nachforschungen dar, und er frage an, ob derartige Dinge von irgendeinem Wert seien. Ins Blaue hinein hatte dieser Tanoue seinen Brief aber nicht geschrieben, denn er schien von der Beziehung K.M.s zu Mori Ōgai gewusst zu haben.

K. M. hegte eine tiefe Verehrung für Mori Ōgai, der wie er Arzt war. Er hatte bereits eine Reihe von Essays und kleineren Artikeln über ihn verfasst, unter anderem »Mori Ōgai«, »Die Schriften Mori Ōgais« und »Ein Tag im Leben Mori Ōgais«. Erst dieses Frühjahr hatte er in der Zeitschrift »LITERATUR« den Artikel: »Dr. Mori Ōgais Stil« veröffentlicht.

K.M.s Interesse war geweckt. Mori Ōgai war als Leitender Militärarzt 1899 für drei Jahre zur 12. Division nach Kokura versetzt worden. Sein Tagebuch aus jener Zeit galt jedoch als verschollen. Dieser Tatsache war sich K. M. als Mitherausgeber von »Mori Ōgais Gesammelten Werken« im Iwanami-Verlag bewusst, denn er hatte es in den Tagebuch-Band mit aufnehmen wollen, es aber trotz umfangreicher Bemühungen nicht auffinden können. Auch die Mori Ōgai-Forscher auf der ganzen Welt bedauerten den Verlust dieser wichtigen Quelle.

Tanoues Arbeit erforderte Ausdauer. Der Staub von vierzig Jahren habe die Spuren unter sich begraben, sagte der Briefschreiber, und es gebe in Kokura kaum noch jemanden, der sich überhaupt daran erinnerte, dass Mori Ōgai hier gelebt hatte. Die Menschen, die damals Umgang mit Mori Ōgai pflegten, seien alle tot. Deshalb könne er nur noch Verwandte und Freunde dieser Leute aufsuchen und sie zu Geschichten über Mori Ōgai befragen, die sie vom Hörensagen kannten. Er hatte dafür ein Beispiel angeführt, das besonders interessant war. Sowohl seine Forschungen als auch sein Manuskript seien erst zur Hälfte fertig. Sollte ihm die Fertigstellung gelingen, wäre sein Werk zweifellos von großer Bedeutung. Sein Schreibstil war kraftvoll und sicher.

Nach einer knappen Woche beantwortete K.M. das Schreiben. Der 55-jährige K.M. war sich bewusst, dass sein Adressat ein noch junger Mann war, und so schrieb er ihm einen freundlichen Brief voll von Ermunterungen.

Der Mann ging ihm jedoch nicht aus dem Kopf, und er fragte sich, was für eine Art Mensch dieser Tanoue Kōsaku war.

II

Tanoue Kōsaku wurde im Jahre Meiji 42 (1909) in Kumamoto geboren.

Um das Jahr Meiji 33 (1900) herum gab es in der Stadt eine ultranationalistische Partei mit dem Namen »Kokkentō« (Nationalpartei)¹, die gegen die Vertragsrevision von Ōkuma² opponierte, und deren Führer Sassa Tomofusa³ damals landesweit bekannt war. Eines der Mitglieder war ein gewisser Shirai Masamichi, der mit Sassa zusammen sein Leben der politischen Bewegung widmete.

Shirai hatte eine Tochter namens Fuji, die im Ruf besonderer Schönheit stand. Einmal soll ein junger Hofmeister des Kaiserhofs zum Besuch des Suizen-Tempelgartens⁴ nach Kumamoto gekommen und von Fuji, die ihn als Parkführerin durch ein Wäldchen geleitet hatte, derart angetan gewesen sein, dass er, nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt, die junge Frau für sich forderte. Es heißt noch heute in Kumamoto, dass man bei Hofe darüber mehr als erstaunt gewesen sei.

Fujis Schönheit war mit zunehmendem Alter noch gewachsen, und sie wurde förmlich mit Heiratsanträgen überschüttet. Alle wären infrage gekommen. Doch vom politischen Standpunkt aus gesehen, war für Shirai keiner akzeptabel. Hätte er einem der Anträge zugestimmt, müsste er gegenüber einem anderen Bewerber seine gesellschaftliche Pflicht verletzen.

1 Gegründet 1889 in Kumamoto als Nachfolgerin der 1881 gegründeten Shimeikai. Lehnte die Souveränität des Volkes (Rousseau) ab, betonte die alleinige Souveränität des Tennō.

2 Ōkuma Shigenobu (1838-1922): Staatsmann, Gründer der Waseda Universität. Als Außenminister 1888 Neuverhandlung der „ungleichen Verträge“ mit westlichen Großmächten. Von Nationalisten als zu konzilient kritisiert, verliert er in einem Bombenattentat sein rechtes Bein.

3 (1854-1906): Erzieher, Redner und Politiker mit rechtsgerichteter, nationalistischer Einstellung.

4 1636 von Fürst Hosokawa Tadatoshi als Teegarten geschaffener Park in Kumamoto. Gilt als einer der schönsten Parks in Japan. Berühmt seine Nachbildung des Berges Fuji.

Dass Shirai schließlich Fuji seinem Neffen Tanoue Sadaichi zur Frau gab, war nichts als eine Notlösung. Auf diese Weise würde er von keiner Seite Zorn auf sich ziehen und er entginge einer Verletzung der gesellschaftlichen Verpflichtungen. Für Tanoue Sadaichi war der Erwerb einer Schönheit wie Fuji ein Glückstreffer.

Die beiden heirateten und bekamen einen Sohn, Tanoue Kōsaku. Die Eintragung der Geburt im Familienregister lautete auf den 2. November Meiji 42 (1909).

Als das Kind vier war, konnte es seine Zunge noch immer nicht richtig bewegen. Auch mit fünf und sechs Jahren artikulierte es die Wörter noch nicht deutlich. Aus dem herunterhängenden geöffneten Mund rann ihm der Speichel. Außerdem zog das Kind hindenk ein Bein hinter sich her.

Die Eltern machten sich Sorgen und brachten den Jungen zu verschiedenen Ärzten. Aber niemand wollte eine klare Diagnose stellen. Dass es sich um eine Schädigung des Nervensystems handelte, stand zwar fest, aber wie die Krankheit hieß, wusste keiner. Auch an der Universität in Q. kam man nicht weiter. Mehrere Spezialisten hatten gemeint, dass eine Kinderlähmung vorliegen musste, dagegen waren andere Ärzte der Ansicht, dass sich im Bereich der Halswirbelsäule ein langsam wachsender Tumor entwickelt und das Nervensystem beeinträchtigt habe. Die letztere Meinung kam sicher der Wahrheit am nächsten. Eine Therapie gab es nicht.

Auch Shirai Masamichi, der allein aus gesellschaftlichen Zwängen heraus diese Heirat arrangiert hatte, fühlte eine gewisse Verantwortung dafür, dass ein so bedauernswertes Kind geboren worden war, und er suchte besorgt bei vielen Leuten Rat. Auch gab er einiges an Geld für Therapien aus.

Neben seinem politischen Engagement hatte sich Shirai auch ein wenig als Unternehmer betätigt. Er war an der Gründung der Kyushu-Eisenbahn-Gesellschaft beteiligt, die ihren Ausgangspunkt in Moji, einem Stadtteil Kitakyushus, hatte. Daraus entstand die heutige JR Kagoshima-Hauptstrecke. Shirai hatte sich damit um die Anlegung des Eisenbahnnetzes verdient gemacht.

Durch Fürsprache von Shirai fand Tanoue Sadaichi eine Anstellung bei der Kyushu-Eisenbahn-Gesellschaft. Aus beruflichen Gründen musste die Familie Tanoue nach Kokura umziehen, als Kōsaku fünf Jahre alt war. Shirai hatte dort im Stadtteil Bakurōmachi Land gekauft und dem jungen Paar darauf ein Haus bauen lassen nebst weiteren fünf, sechs Mietshäusern. Shirai, der sich von Anfang an der Politik verschrieben und dabei das Familienerbe vergeudet hatte, besaß kein Talent zum Geldverdienen und er hatte es zeitlebens zu keinem nennenswerten Vermögen bringen können. Das Einzige, was Fuji von ihren Eltern erhalten hatte, war eben dieses Haus.

Bakurōmachi war am Nordrand von Kokura, davor lag gleich das Meer, die Hibiki-See, eine Fortsetzung der Genkai-See⁵. Im Haus war ständig die Brandung zu hören.

5 Genkai-nada: Südwestende des Japanisches Meeres, an die Präfekturen Fukuoka u. Saga grenzend.

Kōsaku wuchs mit dem Echo der Wellen in den Ohren auf.

Kōsaku konnte sich an ein Ereignis erinnern aus der Zeit, als er sechs war.

In einem der Mietshäuser des Vaters gab es eine arme Familie. Es war ein altes Ehepaar mit einem Mädchen von etwa fünf, doch schien es nicht ihr eigenes Kind gewesen zu sein.

Der etwa sechzig Jahre alte Mann mit seinen grauen Haaren ging frühmorgens zur Arbeit. Er trug einen ausgebleichten Westenkittel und enge Hosen und hatte Strohsandalen umgebunden. Der alte Mann hielt ein großes Glöckchen mit Griff in der Hand, das er beim Gehen erklingen ließ.

Kōsakus Eltern nannten seine Familie die »Laufboten«⁶. Der Beruf des Alten schien jedenfalls der eines »Laufboten« zu sein. Kōsaku verstand nicht, was es mit einem »Laufboten« auf sich hatte. Doch er war oft zu Besuch im Haus des alten Mannes und spielte mit dem Mädchen. Es war ein stilles Kind mit großen Augen und weißer Haut. Wenn er vorbeikam, freute sich die alte Frau und briet für ihn getrocknete Mochi-Klebereiskuchen.

Kōsakus Worte kamen stammelnd und unsicher heraus, und man verstand kaum, was er sagte. Das linke Bein war lahm, er hinkte auf ihm. Dass die beiden Alten gut zu ihm waren, lag nicht nur an der Tatsache, dass er das Kind der Hausbesitzer war, sondern sicher auch daran, dass sie Mitleid mit ihm wegen seiner Behinderung hatten. In späteren Jahren würde ihn das Mitgefühl der Menschen abstoßen, doch mit sechs war er solcher Gefühle noch nicht fähig und er ließ sich einfach von der warmherzigen Aufnahme durch die alten Leute verwöhnen. Das Mädchen wurde Sue-chan gerufen, und da er keine anderen Spielkameraden hatte, wurde sie zu seiner einzigen Gefährtin. Sie wurde auch das erste Kind, das er liebte.

Der alte Mann ging frühmorgens aus dem Haus, und Kōsaku lag noch im Bett, wenn er draußen vorüberging. Das Klingen des Hand-Glöckchens entfernte sich langsam in Richtung Stadt, bis es an Ende mit einem schwachen Nachhall verklang. Kōsaku vergrub sein Gesicht im Kopfkissen und spitzte die Ohren, weil er es liebte, dem Glöckchen nachzulauschen, bis es verklungen war. Es rief in seinem Kinderherzen eine süße Wehmut hervor. Auch am Ende des Tages ging der alte Mann auf seinem Heimweg an ihrem Haus vorbei.

Manchmal murmelte der Vater, während er sein abendliches Krügelchen mit Sake leerte: »Aha, jetzt kommt der Laufbote heim«, wenn er das Läuten des Glöckchens hörte. Der Alte arbeitete bis spät am Abend. Erklang das draußen vorbeigehende Geläut des Glöckchens, vermischt mit dem Rauschen der Brandung der Hibiki-See an einem Herbstabend, konnten leicht sentimentale Gefühle aufkommen.

6 *Denbin-ya*

Die Familie des Laufboten blieb nur ein Jahr. Eines Tages hatte sie sich bei Nacht und Nebel davongemacht. Der alte Mann hatte sicher keinen Erfolg mehr bei seiner Arbeit. Kōsaku ging nachsehen, doch als er die verschlossene Haustür und darauf den vom Vater geschriebenen Zettel »Zu vermieten« vorfand, wurde es ihm schwer ums Herz. Oft fragte er sich, wie es der Familie jetzt gerade ergehen mochte. Das Glöckchen des Alten war endgültig verstummt. Womöglich ließ er es in einer unbekanntenen fernen Gegend wieder erklingen, dachte Kōsaku und malte sich dabei sogar die Landschaft dazu aus.

Diese Erinnerung sollte zum Anlass seiner Beziehung zu Mori Ōgai werden.

III

Als Kōsaku zehn Jahre alt war, starb Tanoue Sadaichi auf dem Krankenbett, nachdem er sich bis zu seinem Tod Sorgen um Kōsakus Körperbehinderung gemacht hatte. Die verschiedensten Ärzte hatte er konsultiert, nicht nur solche in der Nähe. Bis Hakata und Nagasaki hatte er seinen Sohn geschleppt, aber alle hatten nur den Kopf geschüttelt. Es gab nicht einmal eine klare Diagnose. Selbst zum Beten und zu Methoden der Volksmedizin hatte er sich hinreißen lassen. Was die Familie Tanoue auch an Vermögen haben mochte, es war fast vollständig für nutzlose Behandlungen des Sohnes ausgegeben worden.

Beim Tod Sadaichis war Fuji dreißig Jahre alt. Sie hatte gerade ein mittleres Alter erreicht, und ihr feines Gesicht gab ihr einen besonders anmutigen Reiz. Von allen Seiten riet man ihr, sich wieder zu verheiraten. Dass aus Kumamoto solche Ratschläge kamen, lag daran, dass man sich dort an die schöne Frau von vor zehn Jahren erinnerte.

Alle diese Vorschläge wies Fuji zurück. Bei den Heiratsgesprächen wurde von manchen Bewerbern – sicher aus Berechnung – auch die Offerte gemacht, das viele Geld für die Behandlungen Kōsakus zu übernehmen. Aber Fuji bezweifelte, dass solche Angebote ernst gemeint waren, und sah in ihnen nichts weiter als ein Lockmittel. Gleichgültig, wo sie einheiratete, sie hätte keine Absicht, Kōsaku wegzugeben. Nähme sie ihn aber mit, würde sich erst herausstellen müssen, wie man ihr krankes Kind in der neuen Familie aufnahm und behandelte. Sie beschloss, sich ihr Leben lang nicht von Kōsaku zu trennen und gab jeden Gedanken an eine neue Heirat auf. Wenn sie bei den Lebenshaltungskosten sparte, käme sie mit den Mieteinnahmen der fünf, sechs Mietshäuser schon zurecht.

Kōsaku kam in die Grundschule, doch alle hielten ihn dort für beschränkt, weil sein Mund offen stand, und seine Sprache verwaschen war. Tatsächlich aber brachte er bessere Leistungen als jeder andere in seiner Klasse. Weil er nicht klar sprechen konnte, vermieden die Lehrer möglichst mündliche Fragen, dagegen glänzte er bei den schriftlichen Prüfungen. So erging es ihm nicht nur auf der Grundschule, sondern auch auf der privaten Mittelschule, wo er hervorragende Ergebnisse erzielte.

Fujis Freude war übergroß. Zwar kamen ihr ab und zu die Tränen beim Gedanken, dass Kōsaku einen normalen Körper haben könnte, doch dann machte sie sich bewusst, dass seine geistigen Fähigkeiten die der anderen Menschen überragten, und sie freute sich darüber nach Kräften. Sie war eine Mutter mit ihrem Kind. Für Fuji stellte Kōsaku auch mit seiner Behinderung eine Stütze dar.

Um diese Zeit war Fujis Vater, Shirai Masamichi, bereits tot. Er hatte sich, wie gesagt, sein Leben lang politischen Aktivitäten verschrieben und war verschuldet gestorben, ohne ein Erbe zu hinterlassen. Zwar galten die Shirai unter den alteingesessenen Familien des Kumamoto-Daimyats als eine der vornehmsten, doch hatte es Masamichi fertiggebracht, in einer Generation das Familienvermögen zu verschleudern. Da die Hinterbliebenen lange an den Schulden zu kauen haben würden, konnte Fuji mit keinerlei Unterstützung von ihrer eigenen Familie rechnen.

Die guten schulischen Leistungen gaben Kōsaku ein gewisses Selbstvertrauen gegenüber der Umwelt und bewahrten ihn vor den düsteren Minderwertigkeitsgefühlen, die man oft bei Behinderten antrifft. Der Einsamkeit konnte er allerdings nicht entkommen. So wandte er sich den Büchern zu und begann, das Lesen zu lieben.

Aus seiner Mittelschulzeit war ihm ein Freund geblieben: Enami Tetsuo. Dieser Enami war ein Junge, der für Literatur schwärmte, und der neben seiner Tätigkeit in einer Handelsfirma Gedichte und anderes schrieb. Selbst während der Arbeit hatte er unter dem geöffneten Geschäftsbuch Manuskriptpapier liegen, auf das er heimlich mit großem Eifer etwas kritzelte. Er verstand sich überraschenderweise mit Kōsaku gut und blieb ihm lebenslang der einzige Freund.

Eines Tages brachte Enami Kōsaku einen Sammelband mit Geschichten. »Schau, das hier sind Novellen von Mori Ōgai. Lies doch die Erzählung ‚Der Jungeselle‘ (*Dokushin*)⁷. Sie ist interessant, weil darin Dinge aus seiner Zeit in Kokura beschrieben sind.« Kōsaku liebte sich das Buch und las es. Der Text traf ihn, unerwartet, bis ins Mark. Tagelang ging ihm die Sache nicht mehr aus dem Kopf, so aufgewühlt war er. Es ging um einen einzigen Abschnitt:

»Draußen hatte es zu schneien begonnen. Ab und zu hörte man das Glöckchen des Laufboten (*Denbin*), der im Stakkatoschritt vorbeieilte. Ein Fremder würde nicht verstehen, was ein »Laufbote« ist. Es handelte sich dabei um einen von zwei Bräuchen, die aus dem Westen nach Kokura gekommen, aber in Tokyo unbekannt geblieben sind. <Auslassung>. Der andere Brauch ist das *Denbin* (Laufbotenwesen). Heinrich von Stephan war in einem Polizeistaat geboren worden, und er hatte auf geniale Weise sein Land mit einem Postnetz überzogen, das beim Versand und Empfang von Postsendungen keine Wünsche offen ließ. Die Post brauchte Tage, manchmal auch Monate. Musste eine Angelegenheit dagegen innerhalb eines Tages erledigt werden, war der Postdienst

7 1919 veröffentlicht. Der Protagonist Ono reflektiert Ōgais Gedankenwelt während seiner Zeit in Kokura. Englische Übersetzung „A Bachelor“ v. J.M. Vardaman, Jr. in: *Mori Ōgai, Youth & Other Stories*; Ed. J.T. Rimer; UHP, 1994.

dafür nicht geeignet. Für ein Rendezvous, wo es darum ging, den Treffpunkt für den nächsten Tag auszumachen, wäre der Postdienst ausreichend. Für eine plötzliche Liebesache, wo ein Treffpunkt noch für denselben Abend zu vereinbaren war, erschien der Postdienst inadäquat. In einer solchen Lage würden manche Leute ein Telegramm senden. Aber das hieße, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen. Darüber hinaus wäre eine formale Telegrammzustellung alles andere als stilvoll. In einem derartigen Fall wünschte man sich einen Laufburschen. Diese »Laufboten« (*Denbin*), die eine Kappe mit dem Abzeichen ihrer Firma trugen, stehen an jeder Straßenkreuzung. Sie waren immer bereit, einen Brief irgendwohin in der Stadt zuzustellen, lästige, auf dem Weg eingekaufte Dinge nach Hause zu tragen, kurzum, jede Art von Botengängen zu übernehmen. Für den angenommenen Brief oder das Paket erhält man ein Stück Papier mit dem Stempel des Botendienstes. Die ganze Sache ist völlig sicher. In Kokura nennt man diese Laufboten *Denbin*.

Meine Erklärung des »Laufboten« (*Denbin*) ist unerwartet lang geraten. An Winterabenden in Kokura, wenn draußen alles ruhig war, konnte man immer noch das rasche Klingelingeling der Glöckchen dieser Laufboten hören.«

In Kōsaku stiegen Erinnerungen an seine Kinderzeit auf. Vor seinem inneren Auge sah er den alten Laufboten und das Mädchen. Damals hatte er nicht gewusst, was ein »Laufbote« war. Jetzt hatte er es, unerwartet, von Mori Ōgai erfahren.

»Wenn draußen alles ruhig war, konnte man immer noch das rasche Klingelingeling der Glöckchen dieser Laufboten hören.« Dieser Satz beschrieb seine Gefühle in der Kindheit genau. Es kam ihm so vor, als hörte er gerade jetzt, den Kopf im Kissen vergraben, erneut das Glöckchen des alten Mannes.

Dass Kōsaku mit Mori Ōgai vertraut wurde, nahm mit dieser sehnsuchtsvollen Erinnerung ihren Anfang, aber sicher fand auch Mori Ōgais trocken-herbe Prosa einen Widerhall in seinem einsamen Herzen.

IV

Fuji dachte an Kōsakus Zukunft und gab ihn als Lehrling in ein Schneidergeschäft für westliche Kleidung. Er sollte einen Handwerksberuf erlernen. Doch hielt er es dort nicht einmal drei Tage aus. Ein Grund war seine Behinderung der linken Hand, aber er fühlte sich auch in der Welt des Handwerks nicht wohl. Fuji wollte ihn zu nichts zwingen, und so ging er bis zu seinem Lebensende keiner bezahlten Arbeit nach. Ihren Lebensunterhalt bestritten sie aus Fujis Näharbeiten und aus den Mieteinnahmen der Mietshäuser.

Über Kōsakus Aussehen sprechen diejenigen, die ihn kannten, noch bis heute. Er war fast 6 Shaku (182 cm) groß, die eine Gesichtshälfte war verzogen, und sein Mund war niemals zu. Seine herunterhängenden Lippen glänzten vom Speichel. Ein Bein zog er nach und er wackelte dabei so mit den Schultern, dass sich die Leute auf der Straße nach ihm umdrehten. Man musste ihn einfach für schwachsinnig halten.

Kōsaku schien bei seinen Spaziergängen durch die Stadt nicht im geringsten daran interessiert zu sein, wie ihn die Leute ansahen. Er tauchte auch unbekümmert in Enamis Firma auf. Die weiblichen Angestellten reckten extra von ihren Stühlen aus die Hälse, so als ob ein Wesen aus einer Schaubude gekommen sei.

Kōsakus Sprache war nicht nur ein einziges Gestotter, sie klang auch verwaschen. Enami hatte sich daran gewöhnt, aber die anderen konnten ihn kaum verstehen.

»Sag mal, Enami, der Typ ist doch schwachsinnig, nicht wahr?«, fragten ihn die Leute, als Kōsaku gegangen war.

Was sie denn wollten, der Typ habe mehr auf dem Kasten als sie alle zusammen, gab er zurück. Tatsächlich hatte Enami großen Respekt vor Kōsaku. Er bewunderte ihn heimlich, weil er keinerlei düsteren Gedanken wegen seiner schlimmen Behinderung nachzuhängen schien.

Doch auch Enami kannte ihn nicht wirklich. Kein anderer konnte verstehen, wie er sich abquälte, nachdem er jede Hoffnung für seinen Körper aufgegeben hatte. Dass er nur litt und nicht zusammenbrach, lag vor allem am Stolz auf seine geistigen Fähigkeiten. Das Selbstvertrauen in den eigenen Geist war zwar nur eine schwache Stütze für seine Psyche, doch es war sein einziger Hoffnungsanker. Die Leute begegneten ihm mit Vorurteilen, aber das Gefühl, eines Tages Erfolg zu haben und es den anderen zeigen zu können, entsprang seinem Trotz gegen diese Diskriminierung. Dieses Bewusstsein war in seiner hoffnungslosen Lage für ihn die Rettung.

Daher zeigte er sich gelegentlich absichtlich, ohne dass die anderen dies wussten, in einer übertriebenen Idiotenpose. Er hielt dies für Mimikry und tröstete sich damit, dass es sich bei seinem Körper – wie bei der Mimikry – um eine Sinnestäuschung handeln könnte. Selbst wenn die Leute lachten, blieb er gleichgültig. Er hatte eher von sich aus Lust, über die Menschen zu lachen. Er lebte mit dem Gefühl, mehr als alle anderen sein Innerstes verstecken zu müssen, während er sein Äußeres mit seinen Behinderungen absichtlich der Umwelt vorführte.

Damals lebte in Kokura der Arzt Shirakawa Keiichirō. Er besaß eine Klinik und war ein tonangebender Mensch auf dem Gebiet der Kultur, wie es in jeder Kleinstadt einen gibt. Er war reich, nannte eine umfangreiche Büchersammlung sein eigen, und war Mäzen und Mittelpunkt einer Gruppe, die er ins Leben gerufen hatte, und die die Haiku-Verfasser, Dichter, Maler, literaturbegeisterten Jugendlichen und Heimatforscher aus der Umgebung versammelte. Die Leitung der Klinik nahm er fast nebenbei wahr. Er war ein regionaler Machtfaktor. Selbst von Kabukischauspielern wie Kikugorō⁸ und Uzaemon⁹ wurde erwartet, dass sie zu einem Höflichkeitsbesuch vorbeikamen, bevor sie in der Region eine Vorstellung gaben.

8 Kabuki-Schauspielerdynastie. Aus dieser Dynastie traten Schauspieler in der Region Kokura auf.

9 Kabuki-Schauspielerdynastie. Aus dieser Dynastie traten Schauspieler in der Region Kokura auf.

Enami, der mit Shirakawa bekannt war, nahm Kōsaku mit und stellte ihn vor. Shirakawa war ein hochgewachsener Mann von fast fünfzig. Er fragte Kōsaku, ob er Bücher liebte. Als Kōsaku dies bejahte, schlug er ihm vor, ihm bei der Erstellung eines Registers für seine Büchersammlung zur Hand zu gehen. Von diesem Zeitpunkt an hatte Kōsaku freien Zugang zu Shirakawas Bibliothek, die beinahe 30.000 gut erhaltene Bände umfasste. Es gab darin Bücher u.a. aus den Gebieten: Philosophie, Religion, Geschichte, Literatur, Kunst, Archäologie und Volkskunde. Der Bücherliebhaber Shirakawa hatte sie alle zusammengekauft.

Kōsaku kam fast täglich in die Bibliothek. Da sich mit dem Archivieren eine weitere Person befasste, gab es für ihn keine besondere Aufgabe, sodass er den Tag damit verbringen konnte, Bücher zu lesen. Das Hauptgebäude mit der Büchersammlung und die Klinik lagen in einigem Abstand voneinander, sie waren aber über einen langen überdachten Steg miteinander verbunden. Die Krankenschwestern kamen immer wieder herüber in die Bibliothek. Es machte Spaß, die Frauen zu beobachten.

Die Shirakawa-Klinik stand im Ruf, dass dort als Schwestern nur Schönheiten arbeiteten. Des Abends ging Shirakawa gelegentlich mit einigen dieser Krankenschwestern in der Stadt spazieren. Alle, denen sie begegneten, mussten sich unwillkürlich umdrehen. Der hochgewachsene Dr. Shirakawa, der sich mit den hübschen Frauen im Schlepptau durch die Menge einen Weg bahnte, nahm die Aufmerksamkeit der Leute gelassen entgegen. Es kam auch vor, dass Kōsaku als Schlusslicht hinter ihnen herging. Seine Gestalt mit dem nachgezogenen Bein, dem aufreizend geöffneten, von Speichel triefenden Mund bildete einen seltsamen Kontrast zu der Gruppe. Die Menschen mussten, ob sie es wollten oder nicht, lachen. Doch Shirakawa, der Kōsakus Behinderungen akzeptierte, nahm ihn ohne Bedenken auf seine Spaziergänge mit. Für Kōsaku war die Bekanntschaft mit Shirakawa ein Glücksfall.

Shirakawa bereitete sich seit einiger Zeit darauf vor, einen Artikel zu schreiben. Er wollte ihn in seiner Alma Mater, der Universität Q., veröffentlichen. Das Thema sollte lauten: »Studien über heiße Quellen«. Die Materialien dazu hatte er seit Langem beisammen. Doch konnte Shirakawa, der viel Arbeit am Halse hatte, nicht andauernd mit dem Zug zwei Stunden lang bis nach Q. fahren. Dies bereitete ihm täglichen Kummer, bis ihm der Gedanke kam, dass doch Kōsaku dazu zu verwenden wäre. Es ging im Wesentlichen darum, die Literaturliste für den Artikel zu erstellen.

Und so kam es, dass Kōsaku mehr als ein Jahr lang zwischen der Universität Q. und seinem Wohnort hin und her pendelte. Wie Shirakawa vorhergesehen hatte, war Kōsakus Eifer außergewöhnlich. Sein Interesse an der Erforschung von Dingen musste auf jene Zeit zurückgehen.

Leider widmete sich schließlich auch ein anderer Student demselben Thema: »Studien über heiße Quellen« und erwarb sich damit einen akademischen Grad, sodass Shirakawa sein Interesse verlor. Kōsakus Anstrengungen waren im Sande verlaufen. Dafür hatte er jetzt bei Dr. Shirakawa einen dicken Stein im Brett.

Shirakawa bezog jeden Monat auf Wunsch von Kōsaku und dessen Kollegen eine Liste der Neuerscheinungen. Selbst wollte er sie nicht im Einzelnen studieren. Die Listen sollten mit dem Stempel »Shirakawa-Bibliothek« versehen und in den Bücherbestand aufgenommen werden. Kōsakus Aufgabe bestand in der Vergabe einer laufenden Nummer und im Lesen. Zu der Zeit kamen im Verlag Iwanami die »Gesammelten Werke von Mori Ōgai« heraus. Man schrieb das Jahr Shōwa 13 (1938).

V

Im Nachwort zum 24. Band der »Gesammelten Werke von Mori Ōgai« wurde erwähnt, dass Ōgais Tagebuch aus seiner Zeit in Kokura verschollen sei.

Mori Ōgai war im Juni Meiji 32 (1899) nach Kokura in Kyushu versetzt worden. Bis zu seiner Rückkehr nach Tokyo im März Meiji 35 (1902) verbrachte er somit drei Jahre in dieser Gegend. Das Tagebuch über diese Zeit ließ er sich von jemandem ins Reine schreiben und aufbewahren, doch als die »Gesammelten Werke« herauskommen sollten, war es nicht mehr aufzufinden. Dass es das Tagebuch gab, hatte ein naher Verwandter bestätigt, der das Buch in einer Bücherkiste in einer Ecke der Bibliothek in Ōgais Tokyoter Wohnhaus »Kanchōrō« gesehen hatte. Das hieß, dass jemand das Buch verliehen haben musste, und es danach nicht mehr aufgetaucht ist. Sowohl die Herausgeber als auch Buchhändler ließen nichts unversucht, um das Buch zu finden, aber letztendlich blieb es verschollen.

Mori Ōgai stand mit knapp vierzig im besten Mannesalter, als er nach Kokura kam. Sein Junggesellenleben war äußerst schlicht und von einer Art, wie er sie selbst in seinen späteren Werken »Der Junggeselle« (*Dokushin*) und »Hühner« (*Niwatori*)¹⁰ beschrieben hat. Hier war es auch, wo er – auf Anraten seiner Mutter – ein zweites Mal geheiratet hat. Der Verlust des »Kokura-Tagebuchs«, das die gesamten drei Jahre umfasste, wurde von aller Welt bedauert. Als es endgültig verloren gegangen war, ließ es die Menschen spüren, welches Gewicht die Seiten gehabt haben mussten.

Nachdem Kōsaku von der Sache gehört hatte, war er ganz aufgewühlt. Seit seine Erinnerung an das Laufboten-Glückchen der Kindheit durch die Lektüre von Mori Ōgai unverhofft reaktiviert worden war, hatte er Mori Ōgai lesen und lieben gelernt. Das Verschwinden des »Kokura-Tagebuchs« ließ ihn sehnsuchtsvoll an dieses noch nie gesehene Werk denken, das ihm genauso lebendig, wie er selbst war, erschien.

Was hatte Kōsaku bloß auf den Gedanken gebracht, sich auf die Beine zu machen und Material zu sammeln, um damit das verloren gegangene Tagebuch, das Mori Ōgais Leben in Kokura aufzeichnete, zu ersetzen? Damals war gerade die Volkskunde eines Yanagida Kunio ganz groß in Mode gekommen. Auch unter den jungen Leuten in Shirakawas Gruppe wallte die Begeisterung über dieses Fachgebiet auf; sie gaben sogar die

10 1909 veröffentlicht. Neben „*Dokushin*“ und „*Futari no tomo*“ die dritte der Erzählungen, die Mori Ōgais Kokura-Zeit behandeln. In englischer Übersetzung von E.R. Skrzypczak vorliegend.

Zeitschrift »BIZEN«¹¹ dafür heraus. Sie »botanisierten« Material aus ihrer Heimat und veröffentlichten es sukzessive in ihrem Blatt. Auch Kōsaku hatte zunächst an Mori Ōgais Kokura-Zeit unter dem Gesichtspunkt dieser Heimatzeitschrift gedacht, bevor ihm der Gedanke kam, dass er die Lücke, die das verschollene »Kokura-Tagebuch« darstellte, durch eine eigene »Material-Sammlung« nach und nach ausfüllen könnte. Er würde die Leute aufsuchen, die noch etwas über Mori Ōgais Kokura-Zeit wussten, und alles von ihnen Gesagte »botanisieren«, selbst wenn es nur wenige Worte wären.

Kōsaku fasste den Entschluss, sich mit Haut und Haaren in dieses Vorhaben zu stürzen. Er war im Fieber wie ein Erzsucher, der – im Dunkeln tastend – auf eine Erzader gestoßen war. Es war sein fester Wille, sein Leben diesem Thema zu widmen.

Wer sich aber bei dieser Nachricht am meisten freute, war Fuji, weil ihr Sohn erstmals voller Hoffnung für etwas entflammt war. Mit allen Mitteln wollte sie ihm zum Erfolg verhelfen.

Fuji ging inzwischen auf die Fünfzig zu, wegen ihres anmutigen Gesichts sah sie aber wie vierzig aus. Versuchungen war sie schon mehrfach ausgesetzt gewesen, sie hatte sie aber alle überwunden, weil sie bisher als einzige Stütze für Kōsaku lebte. Das Gerede der Leute, die das alles nichts anging, kreiste um diesen behinderten Jungen. Sie bediente ihn, als wäre er ihr Ehemann, und sie kümmerte sich um ihn, wie um ein kleines Kind. Wenn er mit schwerer Zunge von Mori Ōgai sprach, hörte sie ihm mit verklärtem Gesicht zu.

Damals lebte in Kokura ein alter, hochgewachsener, schwarz gekleideter Ausländer mit einem langen Bart. Pater Bertrand¹² war ein Missionar aus Frankreich, der die katholische Kirche in Kawaraguchi betreute. Er war schon alt, aber er selbst hatte einst Mori Ōgai Französisch-Unterricht erteilt.

Als Erstes besuchte Kōsaku diesen Missionar.

Pater Bertrand musste sicher gedacht haben, als er Kōsakus Behinderungen sah, dass ein Kranker gekommen war, um sein Seelenheil zu suchen. Aber dann weiteten sich seine sanften Augen, als er hörte, wie Kōsaku ihn mit unsicheren Worten bat, von seinen Erinnerungen an Mori Ōgai zu sprechen. Natürlich kam die Frage zurück, was er damit anfangen wolle. Als er Kōsakus Erklärung vernommen hatte, knetete er seine Hände, strich sich über den Bart und erwiderte lächelnd, dass dies ein guter Gedanke sei.

»Das alles ist schon sehr lange her, und mein Gedächtnis ist auch nicht mehr das Beste. Aber Herr Mori hat den stärksten Eindruck bei mir hinterlassen.« Pater Bertrand war in Paris geboren, in seiner Jugend nach Japan gekommen, und er lebte hier schon über vierzig Jahre. Daher sprach er fließend Japanisch. Im Gesicht hatte er die Falten eines Siebzigjährigen. Seine klaren dunkelblauen Augen blickten ins

11 Name einer alten Provinz im Osten der heutigen Präfektur Fukuoka.

12 Näheres zu Pater Bertrand bei Kracht: „Ōgais Noël“, Harrassowitz, 2011, S. xx

Leere, und er versuchte, sich an eine ferne Vergangenheit zu erinnern. Dann fing er nach und nach an, zu erzählen.

»Herr Mori war voller Eifer beim Französischlernen. Er kam an fünf Tagen in der Woche zum Unterricht: sonntags, montags, mittwochs, donnerstags und freitags. Er war immer pünktlich. Für eine lange Zeit kam er niemals zu spät. Einmal gab sein Divisionskommandeur ein Bankett. Weil Herr Mori trotzdem hierher gekommen war, hatten sich seine Soldaten um ihn Sorgen gemacht und ihm jemanden mit einem Pferd entgegen geschickt.«

Er sprach, während er an seiner Pfeife, die mit duftendem Tabak gefüllt war, zog.

»Zu uns kamen viele, die Französisch lernen wollten, aber der Einzige, der es damit zu etwas gebracht hat, war Herr Mori. Er war einfach brilliant. Das lag natürlich auch daran, dass er früher einen hervorragenden Deutschunterricht genossen hatte. Nach Dienstschluss ging er erst kurz nach Hause, kam danach aber gleich hierher. Er kleidete sich in einen Kimono um, steckte sich eine Zigarre an und kam zu Fuß zum Unterricht, so sagte er es mir. Zu Fuß brauchte er dreißig Minuten.«

Nach diesen anfänglichen Geschichten erzählte ihm Pater Bertrand immer mehr. Kōsaku machte sich zwei, drei Tage lang Notizen.

Als er sie Enami zeigte, feuerte ihn dieser mit den Worten an: »Das ist doch großartig. Dieser Schwung, dieser Elan. Daraus wird was Großes.« Enamis Freundschaft blieb für Kōsaku ein Leben lang ein Lichtblick.

Pater Bertrand sollte nach Frankreich zurückkehren. Er wirkte darüber glücklich, doch kurz darauf verstarb er in Kokura.

VI

Als Nächstes wollte Kōsaku die Nachfahren des »Ankokuji-san« aufsuchen. In Mori Ōgais Kurzgeschichte »Zwei Freunde« (*Futari no tomo*)¹³ wurde er »Ankokuji-san« genannt, in der Erzählung »Der Junggeselle« (*Dokushin*) hieß er noch »Anneiji-san«.

»Von der Zeit an, als ich in das Kyōmachi-Haus in Kokura gezogen war, kam Ankokuji-san mich täglich besuchen. Jeden Tag nach Dienstschluss würde ich ihn bei mir zu Hause antreffen, und er würde bis zum Abendessen bleiben. In dieser Zeit würde ich eine Einführung in die Philosophie in deutscher Sprache mit ihm lesen und interpretieren. Ankokuji-san seinerseits würde mich in der Yuishikiron unterrichten, der buddhistischen Lehre, nach der auch die Materie eine Form des Bewusstseins war.« (Mori Ōgai: »Zwei Freunde«)

13 Veröffentlicht 1915. Schildert zwei Freunde aus seiner Kokura-Zeit in historischer Form. In engl. Übersetzung vorliegend; *ibid.*

Dieser Ankokuji-san hatte die Rückkehr Mori Ōgais nach Tokyo nicht ertragen und war ihm nachgefolgt. Aber anders als in der Provinz, hatte Mori Ōgai kaum noch für ihn Zeit. Die deutsche Sprache sollte Ankokuji-san jetzt von F-kun, dem späteren Lehrer Fukuma Hiroshi am Gymnasium Nr. 1, erlernen, was ihm aber schwerfiel, da F-kun vor allem auf dem Einpauken der Grundlagen bestand. Ankokuji-san verfügte über eine hohe Bildung, die es ihm erlaubt hatte, mithilfe von Sutren Mori Ōgai in der Yuishikiron-Lehre¹⁴ zu unterweisen. Dieser wiederum hatte mit ihm von Anfang an, unter Überspringung der Anfangsgründe des Deutschen, ein Buch der deutschen Philosophie nicht nur wörtlich, sondern - mitunter mühevoll - auch unter Zuhilfenahme buddhistischer Terminologie übersetzt, wodurch sie ihm verständlich geworden war. F-kuns Lehrmethode dagegen, bei der jedes einzelne Wort erst einmal grammatikalisch zu analysieren war, war ihm bald leid. Auch Ankokuji-san, dessen Gehirn ein erhabenes philosophisches System zu begreifen imstande war, war gealtert, und deshalb kapitulierte er vor dem mechanischen Auswendiglernen der Beugungsformen von Substantiven und Verben und gab das Studium der deutschen Sprache auf. Während Mori Ōgai im Russisch-Japanischen Krieg¹⁵ in die Mandschurei abkommandiert war, erkrankte Ankokuji-san und kehrte in seine Heimat zurück.

»Ich hatte den Verdacht, dass Ankokuji-sans Erkrankung durch seine Qualen mit dem Sprachstudium ausgelöst worden war. Mein ganzes Mitgefühl galt ihm, wenn ich daran denken musste, wie jemand, der wie er auch komplizierteste logische Zusammenhänge verstehen konnte, darunter litt, dass er gezwungen wurde, grammatikalische Regeln mechanisch auswendig zu lernen.

Zwei Jahre später, nach unserem Sieg in der Mandschurei nach Hause zurückgekehrt, musste ich feststellen, dass Ankokuji-san bereits nach Kyushu zurückgegangen war. Er hatte ein Priesteramt in einem Tempel in den Bergen nahe bei Kokura übernommen.« (aus: »Zwei Freunde«)

Ankokuji-san hieß mit richtigem Namen Tamamizu Shunko. In Mori Ōgais Tagebuch aus dem Jahre Taishō 4 (1915) heißt es dazu: »5. Oktober. Nachricht vom Tod des Priesters Shunko erhalten. Wirkte am Goshōji-Tempel, Nishi-Tanimura, Kiku-gun, Fukuoka-Präfektur. Beileidstelegramm an Schüler Tamamizu Shunrin senden.«

Er hatte an einer Lungenkrankheit gelitten. In jungen Jahren hatte er sich mit dem Studium der Werke seines aus der Ferne verehrten Lehrers Hoshimi Tenkai¹⁶, des früheren Abtes des Saijōji-Tempels in Odawara¹⁷ im Land Sagami abgeplagt und dadurch den Keim zu seiner Krankheit gelegt.

14 Auf die Vijñānavāda (Bewusstseinslehre) zurückgehende konsequent idealistische Philosophie, die den Dingen keine eigene Existenz zubilligt. Durch die japan. Hossō-shū, einer der 6 Nara-Schulen des Buddhismus, v. 660 u. Z., vertreten. Haupttext „Jōyūshikiron“ des chin. Mönch Xuanzang (603-64).

15 (1904-05). Endete mit der Niederlage des Russischen Zarenreiches.

16 Hoshimi Tenkai Roshi, Lehrer der Sōtō-Sekte des Zen-Buddhismus.

17 Einer der drei Haupttempel der Sōtō-Sekte des Zen-Buddhismus.

Shunko hatte keine Kinder. Auch am Goshōji-Tempel waren längst andere Menschen in Amt und Würden.

Kōsaku fragte beim Gemeindeamt von Nishi-Tanimura an, ob noch Verwandte von Shunko existierten. Man antwortete ihm: »Die Witwe des Priesters Shunko, Tamamizu Aki, erfreut sich auch derzeit noch guter Gesundheit und wohnt in unserer Gemeinde, Siedlung Mitake, im Haus Katayama.«

Mori Ōgais Angabe: »in den Bergen nahe bei Kokura« entpuppte sich als eine Entfernung von 16 Kilometern. Ein Bus fuhr auf den ersten acht Kilometern, danach musste man zu Fuß einer Bergstraße folgen.

Mit einer Tasche über der Schulter, in der eine Brotzeit war, einer Wasserflasche am Gürtel und Strohsandalen an den Füßen machte sich Kōsaku auf den Weg. Fuji war besorgt, aber er beruhigte sie und ging los.

Der Weg im Anschluss an die Busfahrt war schlimm. Dazu kam, dass für Kōsaku, der noch nie mehr als vier Kilometer am Stück gegangen war, der Weg genauso lang erschien, wie für einen Normalmenschen ein vierzig Kilometer langer Weg. Er hatte sich mehrmals am Wegrand niederlassen und ausruhen müssen. Er hatte gekeucht und nach Luft geschnappt.

Dafür war seine Wanderung im Spätherbst, und das Laub des Waldes war herbstlich gefärbt. Ab und zu war aus dem Wald das durchdringende Gezwitscher des Würgers zu hören. Die Abenddämmerung hatte den Bergwald in eine wundervolle Stille getaucht, die man in der Stadt nicht erleben konnte, und die für Kōsakus Leiden ein Trost war.

Die Siedlung Mitake lag in einem, rings von Bergen umgebenen, engen Talkessel. Dass es dort viele Häuser mit weiß gestrichenen Wänden und roten Ziegeldächern gab, war für Kitakyushu ungewöhnlich. Die meisten waren stattlich und zeugten von Reichtum. Der am Fuß eines Hügels zu sehende Tempel war der Goshōji¹⁸. Kōsaku kam es vor, als würde Ankokuji-san auch jetzt noch unter dessen Dächern wohnen, und er hielt einen Augenblick inne, um die Szene auf sich wirken zu lassen.

Als er nach dem Haus Katayama fragte, wies man ihm eine Stelle gleich unterhalb des Goshōji-Tempels. Dort angekommen hatten sich inzwischen hinter ihm eine Reihe von Dörflern versammelt, die ihn neugierig anstarrten. Der hinkende Kōsaku mit seinem auffallenden Gesicht war ihnen merkwürdig vorgekommen.

Das derzeitige Familienoberhaupt von Katayama war ein Bauer um die sechzig, der gerade vom Feld zurückgekommen war und im Vorhof Ochsen vom Pflug abgeschirrt hatte. Auch er blieb beim Anblick von Kōsaku sprachlos stehen. Einem solchen Gegenüber den Grund seines Kommens darzulegen, war für Kōsaku eine Knochenarbeit. Grinsend fragte ihn der Bauer, worum es denn ginge, Tamamizu Aki sei doch seine Schwester. Mit dem Grinsen hatte er angefangen, als er Kōsakus Gestalt in Augenschein genommen hatte.

¹⁸ 1416 vom Burgherrn der Festung Mitake erbauter Tempel der Sōtō-Sekte des Zen-Buddhismus.

Kōsaku erklärte die Umstände so langsam wie möglich, aber wegen seiner undeutlichen Aussprache verstand der alte Bauer nicht, was er wollte, obwohl Kōsaku den Namen »Ougai«, »Ougai« mehrfach wiederholt hatte. Mit ausfahrenden Handbewegungen, so als ob Kōsaku stumm oder blödsinnig wäre, unterstrich der Alte seine Antwort, dass er ratlos sei, weil seine Schwester nicht zu Hause wäre.

Mit einem Gefühl der Sinnlosigkeit ging Kōsaku die 8 Kilometer Weges zurück. Der Rückweg war noch mühevoller, weil es ihm schwer ums Herz war.

Fuji hatte mit einem Blick erfasst, als sie Kōsakus müdes Gesicht nach seiner Rückkehr sah, was das Ergebnis seiner Mühen sein musste.

»Wie war es?«

Kōsaku hatte sich völlig verausgabt auf die Tatami geworfen und antwortete nicht gleich. Mühsam brachte er heraus, dass er niemanden angetroffen habe. Fuji verstand sofort, wie man ihn behandelt haben musste. Er konnte einem so leid tun.

»Morgen gehen wir noch einmal hin. Dazu kommt aber deine Mutter mit«, versuchte ihn Fuji etwas später aufzumuntern.

Für den nächsten Tag hatte Fuji gleich in der Frühe zwei Rikschas bestellt. Da ab der Bushaltestelle auf halbem Wege kein Bus mehr weiterfuhr, mussten sie die Rikschas schon von ihrem Haus aus nehmen. Hin- und Rückweg machten zusammen 32 Kilometer aus. Allein der Fuhrlohn kostete Fuji die Hälfte ihres kärglichen monatlichen Haushaltsgeldes. Gerade jetzt wollte sie nicht, dass das kleine Lichtchen von Kōsakus Hoffnungen ausgeblasen wurde.

Dass auf einer Landstraße zwei Rikschas hintereinander fuhren, war ein seltener Anblick, den man höchstens bei einer Hochzeit einmal sah. Die Leute auf den Feldern stellten sich auf die Zehenspitzen, um zu schauen. Im Haus Katayama war man verblüfft.

Fuji erklärte den Grund ihres Kommens und überreichte ein Mitbringsel. Ihre vornehmen Manieren und ihre gesetzten Begrüßungsworte brachten die Gegenseite in Verlegenheit. Es war offensichtlich, dass sie es mit Leuten vom Land zu tun hatten. Man bat die beiden in das mit Tatami ausgelegte Empfangszimmer und stellte ihnen die anwesende alte Frau vor.

Tamamizu Aki war zu der Zeit eine zierliche, 68 Jahre alte Frau mit einer angenehmen Wesensart. Rechnete man nach, kam man auf einen Altersunterschied von fast 20 Jahren zu ihrem Ehemann Ankokuji-san. Die Ehe mit Shunko sei ihre erste Ehe gewesen, und die Dörfler hätten sie ihm gegen ihren Willen zur Frau gegeben, damit sie im Goshōji-Tempel unterkäme. Somit war sie zu der Zeit, als Mori Ōgai in Kokura wohnte, noch nicht Shunkos Frau.

Dennoch hatte sie von ihrem Ehemann, als dieser noch lebte, allerlei über Mori Ōgai in Kokura erfahren.

VII

Jedenfalls fasste Kōsaku die bisher von Pater Bertrand und von Shunkos Witwe gehörten Geschichten in einem Manuskript zusammen, das er an K. M. in Tokyo schickte. K. M. hatte er ausgewählt, weil er früher schon Bücher von ihm gelesen hatte, und weil er wusste, dass K. M. einer der Herausgeber von »Mori Ōgais Gesammelten Werken« war.

Wie bereits erwähnt, hatte Kōsaku K. M. einen Brief geschrieben und ihn um seine Meinung gebeten, ob denn die Nachforschungen, mit denen er beschäftigt war, überhaupt von irgendeinem Wert wären.

Ihm war es ernst mit seinem Vorhaben. Doch ließ es ihm alleine keine Ruhe, denn oftmals quälten ihn Zweifel, ob er sich nicht doch für eine völlig sinnlose Sache ins Zeug legte. Wenn er dazu nicht eine Autoritätsperson befragte, fände er seinen Frieden nicht. Er fürchtete einfach, sich für eine nutzlose Aufgabe zu verausgaben. Sein Schreiben an K. M. sollte ihm Gewissheit verschaffen.

Nur zwei Wochen später erhielt er einen Brief, auf dessen Umschlag von guter Qualität hinten der Name von K. M. aufgedruckt war. Kōsaku hüpfte das Herz in der Brust, und er war eine Zeit lang zu ängstlich, um das Schreiben zu öffnen. K.s Antwort lautete wie folgt:

»Sehr geehrter Herr Tanoue,

Ihren Brief habe ich dankend erhalten und Ihr Manuskript habe ich durchgesehen. Ich war davon berührt. Es ist zwar erst ein Anfang gemacht, und deswegen ist das Werk noch nicht zu beurteilen, doch wenn Sie damit so weitermachen, kann daraus ein feines Stück Arbeit werden.

Nachdem das Kokura-Tagebuch derzeit verschollen ist, haben Ihre Nachforschungen eine große Bedeutung. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihren Bemühungen.«

Er hatte endlich seine Antwort. Sie war besser ausgefallen, als er erwartet hatte. Wie eine hereinströmende Flutwelle wurde ihm immer wärmer ums Herz vor lauter Freude. Je öfter er den Brief las, desto fröhlicher wurde ihm zumute.

»Bin ich froh, du glaubst nicht, wie froh ich bin, mein Kleiner«, unterbrach Fuji seine Gedanken. Sie sahen sich an und hatten Tränen in den Augen. Fuji wusste nicht, wie sie ihre Freude darüber äußern sollte, dass ein Hoffnungsschimmer in Kōsakus Leben aufgeblitzt war. Auf dem dunklen Grund ihres Herzens hatte sie auf einmal das Licht eines Ausgangs erspäht. Sie legte den Brief von K. in den kleinen Shinto-Schrein im Wohnzimmer und kochte an diesem Abend das traditionelle Festgericht aus Klebreis, gedämpft mit roten Azuki-Bohnen.

Kōsaku trug das Schreiben zu Shirakawa, der es mehrmals unter zustimmendem Nicken durchlas und sich für Kōsaku freute. Enami war so aufgeregt, als ginge es um

ihn selbst, und allen, die es hören wollten, sagte er, wie unglaublich es doch sei, dass Kōsaku von dem berühmten Gelehrten K. M. einen solchen Brief erhalten habe.

Jetzt wusste Kōsaku, wie es weiterzugehen hatte. Er streckte sich auf einmal und spürte, wie dabei sein Herz klopfte.

Von hier an allerdings sollten seine Nachforschungen nicht mehr glatt vorankommen. Mori Ōgais Haus, das er zuerst bezogen hatte, war im Stadtteil Kaji-chō gelegen. Dort wohnte zurzeit ein Rechtsanwalt, doch der Besitzer des Hauses war schon lange ein gewisser Usami. Kōsaku stattete der Familie Usami zusammen mit seiner Mutter einen Besuch ab. Dass Fuji mitkam, lag an seinen Erfahrungen in Mitake, und auch künftig würde sie als eine Art Dolmetscherin mitkommen.

Das jetzige Familienoberhaupt der Usamis war ein alter Mann, der seinen Kopf skeptisch wiegte, nachdem er den Grund ihres Kommens vernommen hatte. Er sei als Ad-optimalkind ins Haus gekommen, wisse daher nichts. Aber seine Frau sei als Kind beliebt gewesen, hieß es, und deshalb erinnerte sie sich, vielleicht, an etwas. Die Geschichten seien aber alt, lachte er und rief seine Frau.

Mori Ōgais Erzählung »Hühner« (Niwatori) spielt in diesem Haus. Kōsaku wollte daher unbedingt etwas darüber hören. Doch die herbeigerufene alte Frau runzelte nur ihre Stirn und lachte: »Ich erinnere mich an nichts mehr. Ich war damals doch erst sechs Jahre alt.«

Mori Ōgai war von diesem Haus in ein anderes in Shinsakana-machi umgezogen. Es kam in seiner Erzählung »Der Junggeselle« (Dokushin) vor: »Es war eine verschneite Nacht in Kokura. Zwei Gäste hatten sich im Haus von Ono Yutaka in Shinsakana-machi eingefunden.«

Jetzt war irgendeine Kirche drin, aber keiner vermochte zu sagen, wem das Haus zu Mori Ōgais Zeiten gehört hatte. Kōsaku fiel ein, dass er im Bauamt der Gemeindeverwaltung nachfragen könnte. Man ließ ihn in den Gemeindebüchern bis zurück in das Jahr Meiji 43 (1910) nachschlagen, wobei er herausfand, dass der Eigentümer damals ein gewisser Azuma war, dessen Enkel jetzt in Funamachi lebte. Kōsaku versprach sich einiges davon, dort nachzufragen, aber als er dort war, stellte sich die Gegend als Freudenviertel heraus.

Der Bordellbesitzer mit dem Namen Azuma Bō starrte Kōsaku nur gehässig an, er wusste aber nichts über Mori Ōgai.

»Was sollen diese Nachforschungen?«, bemerkte er wegwerfend.

Diese hingeworfene Bemerkung traf Kōsaku ins Herz. In der Tat, hatte das Ganze überhaupt einen Sinn? Oder legte er nur einen Übereifer für eine völlig sinnlose Sache an den Tag? Ihm kam es plötzlich so vor, als seien seine Anstrengungen komplett idiotisch, und als hätte man ihn in einen Abgrund geworfen. Sogar K. M.s Brief kam ihm

auf einmal nur noch als hohle Schmeichelei vor. Eine dunkle Verzweiflung hatte ihn ergriffen, die ihm jede Hoffnung nahm. Ein derartiges Gefühl der Hoffnungslosigkeit würde ihn künftig immer wieder einmal überkommen.

Als Kōsaku nach längerer Zeit die Shirakawa-Klinik besuchte, näherte sich ihm unbefangen eine der Krankenschwestern. Die junge Frau hatte feine Gesichtszüge. Ihr Name war Yamada Teruko.

»Sie stellen doch Nachforschungen zu Mori Ōgai an, stimmt das? Dr. Shirakawa hatte so etwas erwähnt«, sprach sie ihn an. Teruko hatte gute Nachrichten für ihn. Ihr Onkel sei Mönch im Kōjusan-Kloster, und dorthin sei Mori Ōgai doch oft in seiner Freizeit gegangen. Warum also nicht hingehen und nachfragen? Unter Umständen gebe es dort Interessantes zu erfahren.

Es kam Kōsaku vor, als sei auf einmal der blaue Himmel zum Vorschein gekommen. Er fasste Mut.

»Wenn sie dorthin gehen, komme ich mit und zeige ihnen den Weg«, sagte sie.

Kōsaku war voller Erwartung. Der Kōjusan-Tempel lag am Fuß der Berge im Osten Kokuras und hieß mit vollständigem Namen: Kōjusan-Fukujūzenji. Er war der Familientempel des früheren Daimyō und von dem chinesischen Priester der Ōbaku-Sekte des Zen-Buddhismus, Sokuhi Nyoitsu¹⁹ gegründet worden. Mori Ōgai musste den Tempel oft besucht haben, da er in seiner Kokura-Zeit die kleine Schrift »Sokuhi Chronik« (*Sokuhi Nenpu*) verfasst hatte. Falls noch Mönche aus der Zeit lebten, konnte Kōsaku mit unerwarteten Geschichten rechnen.

Es war ein warmer Tag am Beginn des Winters. In Begleitung von Yamada Teruko ging er den Weg zum Kōjusan hinauf. Teruko passte ihre Schritte dem langsamen Kōsaku an und wich ihm nicht von der Seite. Der Tempel lag in einem Wäldchen, aus dem der Rauch von brennendem Laub hervorquoll.

Sie trafen Terukos Onkel an. Er war ein Mönch von ungefähr siebzig Jahren. »Herrn Mori haben wir alte Schriftstücke des Tempels und Dokumente des Hauses Ogasawara vorgelegt, die er alle gründlich studierte, auch wenn er einen halben Tag dafür brauchte. Wenn der vorherige Oberpriester noch am Leben wäre, könnten sie noch mehr erfahren. Ich habe die Beiden oft aus einigem Abstand gesehen, wie sie miteinander redeten.«

Der Mönch goss Tee ein und fuhr fort. »Einmal konnte ich ihn zusammen mit seiner Frau sehen. An seine Frau erinnere ich mich nicht mehr, aber kennen sie den Vers, den sie in diesem Tempel gedichtet hat?«

Der alte Mönch neigte sein hageres Haupt und er dachte nach, bis ihm der Vers einfiel.

¹⁹ Chinesisch: Chifu Ruyi (1616-71)

Dann schrieb er ihn auf ein Stück Papier:

»Das Bildnis Sokuhis mit dem Ritualwedel ähnelt – ist es nicht komisch? - meinem Mann. Am Haupttempel fallen die Pflaumenblüten.«

Die Szene, wie Mori Ōgai, frisch verheiratet, mit seiner Frau am Frühlingsanfang den Tempel besuchte, kam in dem Vers deutlich zum Ausdruck.

»Übrigens hatte Herr Mori ein besonderes Interesse am Zen-Buddhismus. Jede Woche traf er sich mit Gleichgesinnten an einem festgesetzten Tag. Im Tōzenji in Sakaimachi.«

VIII

Kōsaku und Teruko gingen danach zur Gedenkhalle des Tempelgründers weiter. In der dunklen Halle war eine große verstaubte Holzstatue in stumpfem Dunkelblau des Gründers Sokuhi, die ihn sitzend zeigte.

»Mori Ōgais Gesicht ähnelte diesem hier, findest du nicht?«, lachte Teruko laut auf. Sokuhis Miene wirkte rätselhaft.

Die Beiden machten sich auf den Rückweg durch das Wäldchen. An den Seiten des Weges lag hoch aufgehäuftes Laub, und von den blattlosen Baumwipfeln herab fielen die Strahlen der Wintersonne. Teruko nahm den gehbehinderten Kōsaku an die Hand. Ihr sanfter freundlicher Händedruck und ihr zarter Duft waren ihr ganz eigen.

Kōsakus Stimmung wurde nicht wenig gehoben durch Terukos Einstellung, die keinerlei Scheu vor seinem hässlichen Äußeren zu haben schien. Sie war jung und hübsch. Es war seine erste Erfahrung, dass eine solche Frau ihm so nahe kam. Kōsaku hatte bisher keine besonderen Gefühle für Frauen entwickelt, weil er seinen Körper zu gut kannte. Wenn Teruko jetzt mit ihm Hand in Hand durch ein Wäldchen ging, als wären sie ein Liebespaar, konnte es nicht ausbleiben, dass er Emotionen empfand. Die Erinnerung an diesen Wintertag, an dem er mit Teruko spazieren ging, würde er nur schwer vergessen können.

Kōsaku war jetzt 32. Es hatte bisher mehrfach Gespräche über eine Heirat gegeben. Aber als die Heiratsvermittlung konkreter wurde, kam es jedes Mal zum Abbruch. Wer ehelichte einen Behinderten, der nicht einmal ein besonderes Vermögen mitbrachte? Fujis Sorgen würden sich zum größten Teil in Luft auflösen, wenn nur eine Braut ins Haus käme. Alle möglichen Leute hatte sie um Hilfe gebeten, doch hatte keines dieser Gespräche gefruchtet. Für Fuji, die sich in jungen Jahren kaum vor Heiratsanträgen retten konnte, war es besonders bitter, dass sie keine Frau für ihren Sohn fand.

Wenn jetzt auf einmal eine Frau wie Teruko auftauchte, machte sich auch Fuji Hoffnungen. Teruko kam auch immer häufiger Kōsaku zu Hause besuchen. Seit sie zum Kōjusan gewandert waren, war ihr Umgang ganz ungewungen geworden.

Dabei war nicht klar, ob Teruko von Kōsakus Gefühlen wusste. Durch ihre angeborene Koketterie war sie mit allen Männern befreundet, die in der Shirakawa-Klinik ein- und ausgingen. Dass sie Kōsaku zu Hause aufsuchte, geschah aus einer Laune heraus, einen tieferen Grund gab es dafür nicht.

Doch sowohl Fuji als auch Kōsaku wollten in Terukos Besuchen einen bestimmten Sinn sehen. Dass zu Kōsaku nach Hause eine junge, hübsche Frau kam, war bisher noch nicht da gewesen. Wenn Teruko da war, bereitete Fuji ihr einen Empfang wie für eine Prinzessin.

Sie brachte aber nicht den Mut auf, Teruko zu bitten, ihren Sohn zu heiraten. Denn bisher hatten selbst Frauen, die in puncto Aussehen Teruko nicht das Wasser reichen konnten, es brüsk abgelehnt, eine Ehe mit Kōsaku einzugehen. In einem Winkel ihres Herzens machte sich Fuji schlimmstenfalls leere Hoffnungen auf Teruko, doch zur Hälfte hatte sie schon aufgegeben. Aber auch in ihrer Resignation wartete sie noch auf irgendein Wunder.

Der Tōzenji war ein kleiner Tempel. Durch die Umzäunung sah man Duftblüten-Sträucher. Als Fuji und Kōsaku um die Priesterwohnung herumgingen, kam ein untersetzter, dicklicher Mönch in weißem Habit mit Brille heraus. Er starrte Kōsaku misstrauisch an.

Fuji sagte höflich, dass sie im Kōjusan erfahren hätten, dass es hier um die Jahre Meiji 32 / 33 (1899 / 1900) eine Zen-Gruppe mit Dr. Mori Ōgai gegeben haben solle. Ob er Kenntnis darüber habe? Unwirsch gab der Mönch zurück: »So etwas habe ich zwar einmal gehört, aber das war zu Großvaters Zeiten. Ich weiß davon nichts.«

Sein abweisender Gesichtsausdruck ließ weiteres Fragen sinnlos erscheinen. »Gibt es denn aus jener Zeit noch irgendetwas Schriftliches?«, bohrte Fuji nach. »Nein, gibt es nicht«, war die abschlägige Antwort.

Enttäuscht machten sich Fuji und Kōsaku auf den Rückweg vom Tempel. Jetzt erst spürten sie, wie lange vierzig Jahre waren. Überall lagen die Spuren unter dem Staub der Zeit verschüttet.

Während sie ihres Weges gingen, rief ihnen von hinten jemand nach. Sie schauten zurück und sahen, dass sie der Mönch im weißen Habit, mit seinen Armen gestikulierend, zurückrief.

»Jetzt ist mir etwas eingefallen. Es gibt noch einen dieser fischförmigen Holzgongs, wie sie in Zen-Tempeln zum Anzeigen der Zeit verwendet werden. Man hat ihn diesem Kloster gestiftet. Wollen sie ihn sehen? Es sind Namen darauf eingeritzt.« Der Mönch hatte also doch ein gutes Herz.

Der Holzgong war vor Alter schwarz geworden. Doch waren einzelnen Spender noch zu entziffern. Kōsaku hielt die Luft an, als er die Namen sah.

Spender

Tamamizu Shunko

Mori Rintarō

Nikaidō Yukibumi

Shibata Tadayuki

Yasuhiro Isaburō

Kamikawa Masakazu

Togami Komanosuke

Kōsaku freute sich über die unerwartete Entdeckung und übertrug die Schriftzeichen in sein Notizbuch. Sie waren wichtige Anhaltspunkte. Mit Ausnahme von Mori Ōgai (Mori Rintarō) und Tamamizu Shunko kannte Kōsaku keine der Personen, auch der Mönch konnte nicht weiterhelfen. Wenn es gelänge, die Namen zu identifizieren, käme man sicher an neue Informationen.

Kōsaku klapperte fast alle seine Bekannten, die schon seit jeher in Kokura lebten, ab, doch nicht einer kannte die fraglichen Namen. Auch Enami sagte, dass er keine Ahnung habe. Kōsaku suchte auch Dr. Shirakawa auf. Weil bei ihm alle möglichen Leute ein- und ausgingen, wusste er vielleicht etwas.

Er wisse auch nichts, sagte Shirakawa, nachdem der die Namen gesehen hatte. Aber dieser Yasuhiro Isaburō könnte irgendetwas mit Tomoichirō zu tun haben. »Wie wäre es, wenn sie Jitsuroku danach fragten?«

Yasuhiro Tomoichirō war früher Präsident der Süd-Mandschurischen Eisenbahn AG. Von den gegnerischen Parteien hatte er den Spitznamen »Anpan« (Bohnenmusteilchen) erhalten. Sein Neffe war Yasuhiro Jitsuroku, ein alleinstehender alter Maler, der gerne einen trank.

Kōsaku suchte dessen Haus auf. Es war ein Reihenhaus am Ende einer Gasse. Ihm öffnete ein Mitbewohner, von dem er erfuhr, dass Yasuhiro Jitsuroku nach Tokyo gegangen sei und vorläufig nicht mehr zurückkäme.

Als Kōsaku enttäuscht nach Hause kam, wartete eine Nachricht von einer unerwarteten Person auf ihn, ein Brief von Mori Ōgais jüngerem Bruder Mori Junzaburō²⁰.

Das Schreiben war besonders höflich abgefasst, und es ging in ihm um Folgendes: »Durch Herrn K. habe ich von Ihnen erfahren. Da ich gerade ein Buch über meinen Bruder verfasse, würde ich gerne mehr über seine Zeit in Kokura wissen. Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich Ihre Untersuchungen zurate ziehen.«

Kōsaku antwortete ihm voller Freude.

20 1879-1944

Im 1942 von Mori Junzaburō veröffentlichten Werk »Ōgai Mori Rintarō« ist beispielsweise die Geschichte von Kōsakus Begegnung mit Pater Bertrand aufgenommen: »Herr Tanoue Kōsaku aus Bakurō-machi, Kokura-shi erforscht die Spuren meines Bruders in dessen Kokura-Zeit.«

IX

In »Mori Ōgais Gesammelte Werke« sind eine Reihe von Artikeln aufgenommen worden, die er in seiner Zeit in Kokura in lokalen Zeitungen veröffentlicht hat:

»Wenn ich ein reicher Mann in Kyushu wäre«²¹

Meiji 32 (1899), *Fukuoka Nichinichi Shimbun*

»Wer ist dieser Ōgai Gyoshi?«²²

Meiji 33 (1900), *Fukuoka Nichinichi Shimbun*

»Die Chronik des Ankokuji-Tempels in Kokura«²³

Meiji 34 (1901), *Fukuoka Nichinichi Shimbun*

»Wake no Kiyomaro und der Mt. Adachi«²⁴

»Noch einmal Wake No Kiyomaru und der Mt. Adachi«²⁵

Meiji 35 (1902), *Moji Shinpō*

Kōsaku war auf den Einfall gekommen, dass damals die Niederlassungen der Zeitungsverlage in Kokura für die Kommunikation im Zusammenhang mit Mori Ōgais Manuskripten zuständig gewesen sein könnten.

Nun war die »Moji Shinpō« schon vor langer Zeit eingegangen, sodass er nur noch bei der »Nishi-Nihon Shimbun«, der Nachfolgerin der »Fukuoka Nichinichi Shimbun«, nachfragen konnte.

So fragte er schriftlich bei der Unterabteilung für Allgemeine Angelegenheiten des Zeitungsverlages an, wer in den Jahren Meiji 32-33 (1899-1900) die Niederlassung der Zeitung in Kokura geleitet habe, und falls der Leiter noch lebte, wo er zu finden sei.

Es war fast unvorstellbar, dass darauf eine Antwort kommen könnte. Über den Namen eines regionalen Filialleiters vor fast 50 Jahren würde es im Zeitungsverlag keine Aufzeichnungen mehr geben, zumal der Verlag inzwischen eine Reorganisation durchgemacht hatte. Und selbst wenn durch einen glücklichen Zufall der Name noch bekannt sein sollte, so wäre die Person nicht mehr am Leben. Und auch ein aktueller Wohnort

²¹ *Ware wo shite Kyūshū no tomihito tarashimeba.*

²² *Ōgai-gyoshi to wa tare zo.*

²³ *Kokura Ankokuji no ki.*

²⁴ *Wake no Kiyomaro to Adachi-san.*

²⁵ *Futatabi Wake no Kiyomaro to Adachi-san.*

würde sicher nicht ermittelbar sein. Kōsakus Anfrage zählte auf einen unwahrscheinlichen Glücksfall.

Die Antwort, die nach einer geraumen Zeit schließlich eintraf, kam einem kleinen Wunder gleich: »Nach internen Recherchen war der Leiter unserer Vertretung in Kokura in den Jahren Meiji 32-36 (1899-1903) Herr Asō Sakuo. Er soll derzeit in einem Tempel in Yanagawa, Bezirk Mizuma, in dieser Präfektur wohnen, dessen Name uns aber nicht bekannt ist.«

Kōsaku hielt es nicht mehr zu Hause. »Dann brechen wir eben auf und suchen den Tempel«, sagte Fuji. Sie würde ihn überallhin begleiten, wohin er auch wollte.

Die Beiden nahmen den Zug. Damals war der 2. Weltkrieg schon weit fortgeschritten. Beim Blick aus dem Zugfenster auf die ländliche Szenerie sahen sie, dass die meisten Bauernhäuser die Fahne »Soldat an der Front« trugen. Auch die Gespräche der Reisenden drehten sich um den Krieg.

Von Kokura brauchten sie mit dem Zug drei Stunden bis Kurume und von dort mit der elektrischen Eisenbahn eine weitere Stunde bis Yanagawa. Der Burgfleck²⁶ von 130.000 Koku (Reiseinkommen) war zur Ariake-See²⁷ hin orientiert und in letzter Zeit als Stadt der Flussauen bekannt geworden. Beim Gang durch die Straßen sah man zwar überall Flüsse und Wassergräben, deren Ufer mit Weiden bepflanzt waren, doch irgendwie schwebte über der Stadt die Stille des Verfalls.

Fuji und Kōsaku waren voller Mutes nach Yanagawa gekommen, überzeugt, dass sie in dem Provinznest nur ein paar wenige Tempel aufzusuchen brauchten, bevor sie den richtigen gefunden hatten. Doch dann erfuhren sie von den Leuten, dass es in Yanagawa 24 Tempel gab.

Sie waren sprachlos. Nie hätten sie sich eine derartige Anzahl von Tempeln vorstellen können.

Trotzdem suchten sie vier, fünf Tempel auf, kamen damit aber nicht weiter.

Sie ruhten sich auf einem Stein am Straßenrand aus. Auch hier führte der Wassergraben viel Wasser, und in ihm spiegelten sich die kalkverputzten Wände eines Gebäudes am gegenüberliegenden Ufer. Der Himmel war strahlend blau, bis auf ein kleines weißes Wölkchen, das unsicher dahinschwebte. Es war ein merkwürdig einsames Gebilde. Wenn Kōsaku ihm, ohne es zu wollen, nachsah, überkam ihn erneut ein schwer erträgliches Gefühl der Sinnlosigkeit. Was kommt denn dabei heraus, wenn er sein Projekt weiterverfolgte? Hatte das Ganze überhaupt einen Sinn? Klammerte er sich nicht an leere Gedanken, und unternahm er nicht immer wieder törichte Anstrengungen?

26 Gegründet Mitte des 15. Jh. von der Kamachi-Sippe. Tanaka Yoshimasa baute die heute noch erhaltene Burg und ließ das über 400km lange Kanalsystem der Stadt ausbauen.

27 Größte Meeresbucht in Kyūshū mit bis zu 4m hohem Tidenhub. Bekannt für seine Norialgen-Produktion.

Als Fuji den niedergeschlagenen Gesichtsausdruck Kōsakus neben sich sah, tat er ihr leid. Sie wollte ihn aufmuntern: »Komm, mein Junge, packen wir's an«, sagte sie, sprang auf und machte sich auf den Weg. Fuji legte einen größeren Eifer an den Tag als er.

Sie hatten geglaubt, alle 24 Tempel einzeln abklappern zu müssen, doch dann waren sie unvermutet auf einen Hinweis gestoßen. Unterwegs sahen sie zufällig ein Schild: »Gemeindeverwaltung Yanagawa«, was sie auf den Einfall gebracht hatte, dort nachzufragen.

Die Angestellte, die an einem wackligen Tisch irgendwelche Papiere ausfüllte, hatte gleich eine Idee, als sie den Namen Asō Sakuo hörte. An den Tempel konnte aber auch sie sich nicht erinnern. Sie fragte die dienstältere Kollegin neben ihr. Warum sie nicht Herrn Soundso frage, der müsste das doch wissen, riet sie ihr. Die junge Angestellte nickte und erhob sich, um ihn anzurufen.

Das Fräulein von der Telefonvermittlung schien nicht zu reagieren. Sie ließ das Telefon immer wieder anklingeln, aber niemand meldete sich. »Um diese Zeit ist das Amt sehr belegt, darum geht keiner dran«, sagte sie entschuldigend. Die Angestellte war erst zwanzig, und ihr Gesicht und ihre Augen erinnerten Fuji an Yamada Teruko.

Dass in letzter Zeit das Fernamt andauernd besetzt war, lag am Krieg, dessen Turbulenzen auch vor dem Provinz-Burgstädtchen Yanagawa nicht haltmachten. Am Ende wurde aber das Telefonat doch noch durchgestellt, und die Angestellte konnte die Angaben ihres Gesprächspartners mitschreiben.

»Herr Asō soll hier wohnen«, sagte sie und reichte ihnen das Papier mit der genauen Anschrift.

Fuji bedankte sich höflich und verließ das Gebäude. Sie war froh, endlich die Adresse zu haben und glücklich über die Freundlichkeit der jungen Angestellten. Sie musste auch über deren Ähnlichkeit mit Yamada Teruko lächeln.

Auf Fuji wirkte Teruko wie diese nette Angestellte auf dem Gemeindeamt. Sie würde als Ehefrau Kōsaku mit seinen Behinderungen sanft umsorgen. Fuji wollte Teruko unbedingt als Frau im Hause haben. Sie wandte sich an Kōsaku, der neben ihr ging.

»Was meinst du, mein Junge, wird Teruko dich heiraten?«

Kōsaku gab darauf keine Antwort. Er hatte einen gequälten Gesichtsausdruck. Ob das an der Erschöpfung lag, weil er sich in einer unbekanntem Gegend durch die Straßen schleppen musste, oder ob daran seine Unsicherheit über Terukos wahre Gefühle schuld war, konnte Fuji nicht sagen. Sie würde jedenfalls, zurück in Kokura, Kōsakus wegen, das Thema bei Teruko unbedingt ansprechen.

Der Tensōji war ein Zen-Tempel. Er war der Familientempel des Gründer-Daimyō, einem General aus der Sengoku-Zeit. Sie baten um eine Tempelführung und wurden von

einer Frau um die vierzig begrüßt, die sich als Frau Asō vorstellte. »Gibt es hier einen Herrn Asō Sakuo?« »Ja, das ist mein Vater«, gab die Frau lebhaft zurück. Er lebte also noch. Kōsaku und Fuji hätten am liebsten laut aufgejauchzt, so glücklich waren sie. Als sie der Frau schließlich ihr Anliegen vortrugen, wiegte sie lachend den Kopf: »Ob das geht? Er ist doch schon so alt.« »Wie alt ist er denn?« »Er geht auf 81 zu.«

Darauf ging sie ins Haus, um gleich wieder zurückzukommen. »Bitte sehr, treten sie näher. Vater wird sie empfangen.«

X

Nach ihrer Rückkehr von Yanagawa schrieb Kōsaku das von Asō Sakuo Gehörte ins Reine.

Asō Sakuo hatte nicht nur direkten Umgang mit Mori Ōgai gehabt, er wusste auch sehr viel mehr, als Kōsaku erwartet hatte. Für seine 81 Jahre war er noch ungewöhnlich rüstig. Trotz einzelner Gedächtnislücken wirkte er nicht verkalkt. »Mit Dr. Mori Ōgai bin ich sehr vertraut geworden. Auf dem Nachhauseweg vom Dienst ist er oft vor meinem Haus stehen geblieben und hat ‚Asō-kun, Asō-kun‘ gerufen. Dann haben wir einen Spaziergang gemacht, oder wir sind auch gemeinsam zum Ankokuji-Tempel gegangen. Bei solchen Anlässen war Dr. Mori immer ganz unbefangen. Wenn ich berufsbedingt die Kommandantur aufsuchen musste, bat er mich oft in das Zimmer des Leitenden Militärarztes, erzählte dort mit lauter Stimme dummes Zeug und lacht mich dann aus. Einmal kam der Adjutant aus dem Nachbarzimmer herüber, um nachzusehen, wer Seine Exzellenz (damals war Dr. Mori im Range eines Generalmajors) derart zum Lachen bringen konnte. Als er mich sah, meinte er nur, dass ich mit Seiner Exzellenz sicher auf sehr vertrautem Fuße stehen musste. Man hält Mori Ōgai für einen schwierigen Menschen, aber uns gegenüber war er immer ganz offen und ohne Geheimnisse.«

Das war erst der Anfang der Geschichte. Fuji und Kōsaku waren nur drei Stunden bei Asō Sakuo, aber der Alte hatte sogar freien Zugang zu Mori Ōgais Haus gehabt und wusste über dessen Alltag besser Bescheid als jeder andere. Die Aufzeichnungen Kōsakus würden durch diese Erzählungen beträchtlich an Wert gewinnen.

»Was die Unterscheidung: dienstlich / privat anging, nahm es Dr. Mori sehr genau. Wenn er mit seinen Kameraden in Uniform dienstlichen Umgang pflegte, konnte er sehr streng sein. Einmal hatte mich ein Verwandter, der als Apotheker diente, besucht, und ich hatte ihn aus falsch verstandener Vertraulichkeit zu Dr. Mori geschleppt, um ihn ihm vorzustellen. Der Mann trug dabei die Uniform eines Hauptmanns, glaube ich. Dr. Mori kanzelte ihn derart ab, dass er einem leidtun konnte. Als er aber ein paar Tage später in westlicher Zivilkleidung erschien, war Dr. Mori wie umgewandelt. Er behandelte ihn höflich wie einen Gast und begleitete ihn sogar bis zum Eingang. Wenn er im einfachen Kimono ohne Hakama in Kokura spazieren ging, grüßte er alle Bekannten, die ihn mit einer Verbeugung begrüßt hatten, lächelnd zurück. Musste er jedoch in

Uniform am Bahnhof Kokura jemanden abholen, dann ließ er sich bis zur Ankunft des Zuges einen Stuhl auf den Bahnsteig stellen. Auf den setzte er sich mit einem hochmütigen Ausdruck und wartete, ohne jemanden auch nur einer Antwort auf einen Gruß zu würdigen. Mit der Zeit nahm es Dr. Mori ebenfalls genau. Kam jemand beispielsweise zu einer Versammlung zu spät, ließ er ihn nicht mehr herein, gleichgültig, wie einflussreich der Besucher auch sein mochte. In seinem Umgang mit Frauen war er besonders sorgfältig und rücksichtsvoll. Weil er Junggeselle war, ließ er Dienstmädchen stets zu zweit kommen. War aus irgendeinem Grund nur ein Dienstmädchen frei, dann übernachtete er bei einem Nachbarn. Es gab ein Speiserestaurant im japanischen Stil namens »Sanjutei«, dessen Bedienungen Dr. Mori mochte, und das er oft aufsuchte. Aber niemals würde er eine Bedienung einzeln rufen, stets rief er sie zu zweit. Der damalige Divisionskommandeur Inoue war ebenfalls Junggeselle, aber sein Verhalten war von seinen Instinkten getrieben, und er stellte einen guten Kontrast zu Dr. Mori dar. Wissen sie, Dr. Mori war ein fleißiger Gelehrter, der nur drei, vier Stunden Schlaf brauchte. Damals arbeitete er auch an der Übersetzung von H.C. Andersens »Improvisatoren«.²⁸ Außerdem studierte er auch mit großem Eifer alte Handschriften aus den verschiedensten Daimyaten. Dass ich überhaupt in engere Verbindung mit Dr. Mori treten konnte, lag daran, dass ich ihm alte Dokumente aus dem Daimyat Yanagawa besorgt hatte. Danach lernte er Psychologie von dem Psychologen Fujita Kōsaku, der dem in der Meiji-Zeit neu geschaffenen Kriegerstand des Kokura-Daimyats angehörte. Der Enkel dieses Mannes soll im Stadtteil Sakana-machi in Kokura leben. Dass Dr. Mori sich für Psychologie interessierte, soll auf den Einfluss Nishi Amanes²⁹ aus Dr. Moris Heimatstadt Tsuwano zurückgehen.«

Herrn Asōs Erzählungen nahmen damit erst ihren Anfang, und er hätte ohne Ende über Mori Ōgais Leben weitererzählen können.

Kōsaku hatte unterdessen den fraglichen fischförmigen Holzgong aus dem Tōzenji-Tempel hervorgeholt und ihn Herrn Asō gezeigt. »Ach der da«, sagte dieser einfach. »Also, Nikaidō war der Chefredakteur der ‚Mōji Shinpō‘, Shibata war praktizierender Arzt, Yasuhiro war Apotheker für Naturheilmittel, Kamikawa war Richter am Gericht in Kokura und Togami war Direktor des Städtischen Krankenhauses.«

Als Kōsaku dies hörte, fiel ihm etwas ein. Für den »Klinikchef Toda« und den »Gerichtspräsidenten Tomiyama« in Mori Ōgais Erzählung »Der Junggeselle« mussten Togami und Kamikawa als Modell gedient haben.

Kōsaku fertigte einerseits ein Manuskript von Asōs Geschichten an, andererseits gab er sich alle Mühe, die »Spender« aus dem Tōzenji-Tempel ausfindig zu machen. Dies war keine schwierige Aufgabe, wenn die Identität der einzelnen Personen geklärt war. Shibata Tadayukis älteste Tochter war die Frau eines ortsansässigen Arztes geworden.

28 *Sokkyō-Shijin*. Von Mori Ōgai in 10-jähriger Arbeit aus dem Deutschen übersetzt. Als Buch erstmals 1902 erschienen.
29 1829-97. Gilt als Vater der westlichen Philosophie in Japan.

Nachdem er dies herausbekommen hatte, suchte Kōsaku sie auf, und von ihr konnte er die Adressen der übrigen »Stifter« in Erfahrung bringen. Er war außer sich vor Freude, dass noch, als einziger, Togami Komanosuke bei guter Gesundheit in Fukuoka lebte.

Der alte Maler Yasuhiro war aus Tokyo zurückgekehrt, und eine Verwandte eines Dienstmädchens von Mori Ōgai hatte sich aus Yukuhashi schriftlich gemeldet. Dies ging auf einen Zeitungsartikel zurück, in dem Kōsakus Aktivitäten dargestellt worden waren. Nach und nach konnte Kōsaku alle Leute ausfindig machen, die etwas mit Mori Ōgai in Kokura zu tun hatten. Beispielsweise Fujita Kōsakus Sohn, oder den alten Mann, der Besitzer des Ryokans »Umeya« war, und der Mori Ōgai gut kannte, weil dieser hier häufig Bankette veranstaltet hatte. Oder den Militär, der einst Mori Ōgais Vortrag im Kaikōsha-Militärklub über die Kriegstheorie von Clausewitz³⁰ gehört hatte.

Nachdem Yamada Teruko es abgelehnt hatte, über eine Heirat mit Kōsaku zu sprechen, hatte dieser umso mehr Eifer bei seinen Nachforschungen an den Tag gelegt.

»Um Himmels willen, Fuji, haben sie ernsthaft an so etwas gedacht?«, sagte Teruko laut lachend. Später verliebte sie sich dann in einen Patienten und heiratete ihn. Von da an wuchs die gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Sohn noch mehr, und beide wärmten sich aneinander.

Kōsakus Materialsammlung nahm stetig an Umfang zu.

Doch mit fortschreitendem Weltkrieg wurde seine Arbeit immer schwieriger. Niemand wollte von solchen Fragen mehr etwas hören und in der Vergangenheit herumkramen. In eine Zeit, in der ein Feind ungehindert Brandbomben abwerfen konnte, passten weder ein Mori Ōgai noch ein Natsume Sōseki. Die Menschen wussten nicht einmal, ob sie morgen noch lebten. Es war nicht mehr daran zu denken, herumzugehen und Leute zu befragen. Bis zum Kriegsende würde auch Kōsaku wieder Wickel-Gamaschen tragen und sich bei der Flucht vor Luftangriffen verlaufen müssen.

XI

Als der Krieg zu Ende war, wurde alles noch schlimmer. Schon vorher hatten Kōsakus Symptome langsam zugenommen, aber durch den Nahrungsmangel kam es zu einer zusätzlichen Verschlechterung. Die Alten und Kranken waren auch nicht imstande, hamstern zu gehen. Die Zeichen der Lähmung nahmen weiter zu, und bald konnte er nicht einmal mehr aufstehen.

Kōsaku wurde dauerbettlägrig. Die Inflation nahm rasant zu, und außer den Mieteinnahmen hatten sie fast keine verlässlichen Einkünfte zum Leben mehr. Diese Mieteinnahmen konnten schon die geringste Preiserhöhung nicht kompensieren.

30 Mori Ōgai begann in seiner Kokura-Zeit mit der Übersetzung von Clausewitz' „Vom Kriege“.

Von den Mietshäusern ging eines nach dem anderen verloren. Auch ein Shirai Masami-chi, der für Notlagen von Mutter und Kind hatte Vorsorge treffen wollen, konnte eine solche Situation nicht vorhergesehen haben. Fuji kaufte für Kōsaku Reis und Fisch auf dem Schwarzmarkt.

»Wie schmeckt es, mein Junge? Das war ein lebender Fisch von Nagahama.«

Er war im nahen Fischerdorf geangelt worden. Kōsaku nickte, drehte sich dabei auf den Bauch und aß den Reis und den Fisch mit den Händen. Inzwischen konnte er nicht einmal mehr Essstäbchen halten.

Enami kam Kōsaku oft besuchen. Der aufmerksame Enami brachte jedes Mal Dinge wie Eier und Rindfleisch mit, die er irgendwo aufgetrieben hatte. »Werde bald gesund und schreibe dein Ding da zu Ende!«, sagte Enami, während er von oben her Kōsaku betrachtete. Weil seine körperliche Verfassung in letzter Zeit gut war, dachte er daran, bald seine Nachforschungen Stück für Stück wieder aufzunehmen. Die Worte aber, mit denen er diese Absicht ausdrückte, waren noch undeutlicher ausgesprochen als bisher. Kōsakus Gesicht war so eingefallen, als hätte man ihm das Fleisch daraus weggeraspelt.

Nach dem Kriegsende wurden in wenigen Jahren alle Mietshäuser verkauft, und auch ihre Wohnung mussten Kōsaku und Fuji zur Hälfte vermieten. Sie selbst zogen sich in ein Hinterzimmer von 3 Tatami Größe zurück. Dieses Haus, das in seinem langen Leben ständig den Gezeitenwinden der Genkai-See ausgesetzt war, stand inzwischen schief da. Fenster und Türen waren durchweg klapprig.

Kōsaku blieb ans Bett gefesselt. Sein Krankheitszustand schien zu stagnieren, denn er besserte sich nicht, er wurde aber auch nicht schlimmer. Manchmal drehte er sich im Bett auf den Bauch, holte sein Manuskript heraus und las darin. Es war so umfangreich, dass es ein ganzes Furoshiki-Einwickeltuch ausfüllte. Es war sein »Kokura-Tagebuch«, für das er, zu Fuß unterwegs, Einträge gesammelt hatte. Er überlegte, ob er nicht Enami bitten sollte, es zu korrigieren und ins Reine zu schreiben. Doch dann war er wieder davon überzeugt, dass er gesund werden würde. Er ergötzte sich an Fantasien über seine Genesung.

Am Ende des Jahres Shōwa 25 (1950) verschlimmerte sich seine körperliche Schwäche mit einem Male. Fuji pflegte ihn jetzt rund um die Uhr, ohne selbst zu schlafen.

Es geschah eines Abends, als gerade Enami auf einen Besuch vorbeigekommen war. Kōsaku, der bisher immer geschlafen hatte, richtete auf einmal den Kopf vom Kissen auf. Es schien, als ob er die Ohren spitzte.

»Was hast du?«, fragte ihn Fuji, und es sah so aus, als wollte er etwas sagen. Sein Sprechvermögen hatte sich in der letzten Zeit sehr verschlechtert, und er war nahezu stumm geworden. Doch jetzt, als ihn Fuji noch einmal fragte: »Was hast du?«, da gelang es ihm, klar zu antworten. Er höre das Läuten eines Glöckchens.

»Eines Glöckchens?« Er nickte zustimmend. Danach vergrub er sein Gesicht im Kopfkissen und schien weiter etwas nachzulauschen. Welche akustischen Sinnestäuschungen erlebte das eintrübende Gehirn des Menschen in der Sterbephase? An diesem Winterabend vernahm man vor der Tür keine Schritte.

Bei Tagesanbruch fiel Kōsaku in ein Koma, und zehn Stunden später hörte er auf zu atmen. Draußen war ein Wetter, wie es Mori Ōgai mit dem Begriff »plötzlicher Abendregen« beschrieben hatte, bei dem es abwechselnd schneite und danach aufklarte.

Nach dem einsam verbrachten siebenten Gedenktag nach Kōsakus Tod zog sich Fuji zu ihren entfernten Verwandten nach Kumamoto zurück, mit Kōsakus Asche und seinem in ein Furoshiki eingewickelten Manuskript als ihrem wichtigsten Gepäck.

Es ist allgemein bekannt, dass im Februar des Jahres Shōwa 26 (1951) Mori Ōgais »Kokura-Tagebuch« in Tokyo entdeckt wurde. Sein Sohn hatte – nach der Rückkehr von seinem Evakuierungsort – beim Aufräumen einer Kommode, die nur Papierabfälle enthielt, dieses Tagebuch gefunden. Wer kann sagen, ob es ein Glück oder ein Unglück war, dass Tanoue Kōsaku gestorben ist, ohne von dieser Tatsache etwas zu wissen?

Peter Raff, Medizinstudium in Tübingen (1970-77), anschließend 2 Jahre DAAD-Stipendiat in Kyoto (Promotion im Fach Strahlenbiologie), Diplom Japanisch (SOS, Bonn, 1981), 10 Jahre klinische Forschung in der Pharmazeutischen Industrie, davon 2 Jahre in Tokyo. Weiterbildung zum Arzt für Allgemeinmedizin in Großbritannien (Abschluss 1997), 15 Jahre als Landarzt in Schottland tätig. Übersetzerpreis beim 3. Shizuoka Literaturfestival (2. Preis), Master of Arts in Advanced Japanese Studies im Fernstudium (Sheffield, 2005). 2008 Übersiedlung in die Oberlausitz. Seither dort als Landarzt in selbstständiger Praxis niedergelassen. Traum: Japanologiestudium nach Eintritt des Rentenalters.

Die Übersetzung erfolgte nach dem Originaltext „Aru ‚Kokura Nikki‘ Den“, erschienen in dem gleichnamigen Sammelband der Reihe Shinchō Bunko des Shinchōsha-Verlages, im Jahre 2012.

Der Übersetzer dankt Frau Yanagihara Akiko vom Matsumoto Seichō Memorial Museum in Kokura, Kitakyushu, für ihre unermüdliche Unterstützung und ihre wertvollen Hinweise. Fehler im Text gehen allein zulasten des Übersetzers.